

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samsiag, 17. September 1932

Nummer 60

Der Bulle.

Stizze von Heinz Klamroth-Freiburg.

Die beiden Eltern gingen still den Gartensteig auf und ab. Die Mutter schob ihre Hand in des Vaters Arm. „Vater, sechs Wochen ist Hanna jetzt hier und fühlt sich fremd wie am ersten Tag, als sie wiederkam.“ „Und davon bin ich schuld“, antwortete der Mann flüsternd. „Mag sein, aber... wäre sie allein gekommen; meinestwegen mit dem Kinde...“

„Wovon sollte der Mann leben? Glaubst Du, daß er ganz hier herumsteht, stellunglos?“ „Ja, das stimmt. Der Mensch sieht da herum —“ „Kannst Du ihm nicht eine Arbeit übergeben?“ „Er hat ja keinen Schweiß.“ „Er ist verblödet.“

„Lachst Du! Ich habe ihn morgens beim Turnen gesehen: ein Kerl wie Stahl, folge ich Dir. Aber kein Charakter. Jahrendes Volk. Die sollen gar nicht heiraten dürfen.“ „Ich glaube, daß er anfänglich ist.“ „Möglich. Für das Gegenteil wäre auf meinem Gut auch kein Platz. Jedenfalls kann er nichts. Sonst hätten sie ihn nicht entlassen.“

„Es ist beinahe, als würdest Du Deinem Schwiegersohn die Arbeitslosigkeit eher verzeihen, wenn er tränke oder sonst unzufrieden wäre. Aber, Vater, Hanna würde doch niemals von ihm gehen.“

„Müßte meine Tochter einen Schweißspieler heiraten?“ „Die Liebe hängt nicht am Beruf, Gerhard.“

„Doch, Hse, sie hängt daran wie das Medaillon an der Kette: erst zusammen geben beide einen rechten Schmuck.“ — „Sie haben beim Mittagessen. Es klopfte. Der Inspektor trat ein. „Herr Degener, der Bulle hat sich im Stall losgemacht.“

„Na, dann macht ihn doch wieder fest.“ „Ja, Jandoh. — Er hat seine tägliche Tour. Er läßt keinen ran.“

„Gut, ich komme.“ „Willen im leeren Stall stand der Stier, an der Tür verharren die Anstiche. Eine hölzerne Barke lag zertrümmert im Stroh.“

„Ich wollte ihn damit am Nasenring fassen“, sagte der Inspektor. „Degener ging langsam auf das Tier zu. „So was macht ihn bloß wütend. Kommt, Hans, wir beide kennen uns ja, was?“

Der Bulle ließ sich ruhig bei der Stirn anpacken, den Nacken klopfen. Vorzüglich fätschend glitt die Hand über das Stirnhaar abwärts zur Nase. Plötzlich fuhr der Bulle zurück, warf sich wieder vor. Der Gutsbesitzer stolperte rückwärts, wollte zur Seite springen, verlor das Gleichgewicht, fiel. Der Bulle tat einen Satz. Da schmeckte sich jemand an dem Rücken vorbei, griff nach beiden seitlich gesenkten Hörnern. Das mächtige Tier schüttelte den neuen Angreifer kurz ab, daß er gegen die Wand taumelte. Doch sofort war der wieder an ihm. Wurde niedergebissen, hochgerissen, gestochen, getrampelet; Blut spritzte auf „Hse!“ schrie der Betroffene. Aber er ließ nicht los. Er hoberte seine Finger in die weichen Hüften, er fand den Ring, rief laut auf. Der Mensch unter ihm, neben ihm, vor ihm, gab nicht nach; hielt sich am Ring, tauchte nach der Kette an. „Hse!“ schrie er. Der Mensch schloß sich durch den Ring. Der Mann wollte sich schwerfällig zur Seite. Schon waren die anderen da, zogen ihn hinweg, trugen ihn ins Haus. Hse schreie schob der angetrübete Bulle die blutende Schnauze in den kühlen Wassereimer.

Der Schwiegersohn sah am Lager des Genesenden. „Ich müßte Ihnen so recht herzlich danken, Schwiegersohn“, sagte er unbesonnen, „und eine solche Meinung habe ich Ihnen auch abzugeben.“

Der im Bett lag auf dem Rücken, drehte schachte den Kopf und sah ihn eigenhändig an. „Möchten Sie mich nicht das Du anbieten, Schwiegersohn?“ „Lieber Arno, wenn...“

„Das ist der Anfang“, sagte der Kranke. „Das Zweite wäre Ihr — also nein, Dein aufgereizter Bulle, Schwiegersohn.“

„Die Lunge ist heil, Arno. Du kannst in Deinem Beruf bleiben.“ „Ich weiß“, sagte der Kranke und sah wieder unverbunden zur Decke. „Was eine tolle Sache. Ganz unthätig, wie das Vieh mir auf der Seele lastet! Ich müßte bloßlich denken: soll das Vieh sein? Das Vieh sieht so aus wie das liebe Leben selber! Einfach nicht wegzuschreiben! Wenn es mich erlegt hat, wird es in voller Gesundheit zu Abend essen. Genau wie das Leben auch sehr vergnügt weiter lebt, nachdem es einen zerbrochen hat. Und das soll ich mir gefallen lassen? Da würde ich wütend. Und spielte ein bißchen den Herrenmenschen. Hat mir gut getan.“

„Sprich nicht! Aber ich höre Dich gern reden, so!“ „Freier hätte ich beklammert: Ein inneres Erlebnis! Aber Dein Bulle hat mir den Theaterfunken ausgezogen.“ „Sag, Schwiegersohn, meinst Du, ich könnte noch mal ein richtiger Kandidat werden? Die Hanna gibt eine großartige Gutsfrau.“

Der Alte rief sich heftig die Kehle. „Ein Erbe!“ flüsterte er. „Junge, ist das Dein Ernst? Sieh mich doch an, Junge!“ „Geht nicht. Hab Augen schmerzen. Vielleicht könnte ich bei Dir hier lernen? Ich möchte mal so was wie eine Bullenfarm einrichten.“

Da konnte sich der Gutsbesitzer Degener nur schmecken. Eine Bullenfarm? Eine Bullenfarm. Natürlich. Junge, das soll ein Leben werden auf Deiner Bullenfarm!“ „Und er lachte vor Glück, daß Hanna ebenso mißbilligend wie erlautet den Kopf zur Tür hereinsteckte.“

Kabaratel.

Stizze von Hans Arnold-Berlin.

Welch ein mystischer Unfuss auch heute noch in den Köpfen sonst als aufgeklärt ansprechender Menschen spukt, beweist ein Kriminalfall, der vor einiger Zeit gewisse Kreise einer großen deutschen Universitätsstadt lebhaft beschäftigte, ohne allerdings in die breitere Öffentlichkeit zu dringen.

In dieser Stadt befand sich eine kleine Kolonie indischer Studenten, die eines Tages durch das Aufstehen der schönen Manora erweitert wurde. Sie besaß einen europäischen Vater, war also zwar keine reinerfahrene Indierin, aber dafür wie die meisten dieser sogenannten Eurasierinnen von vollendetester Schönheit. Um ihre Kunst bemühten sich besonders die als unzerrennliche Freunde bekannten Medizinstudenten Devan und Parinatar, ohne daß indessen einer bevorzugt wurde. Manora befand sich ständig in Gesellschaft beider, und nie ließ sich etwas von Eifersucht an ihnen bemerken. Eines Morgens fand man Devan tot in seinem Zimmer. Da keine sichtbare Todesursache an dem

Bethula / Stizze von Editha-Charlotte Franke

Der Maler Lay ging vom Ritterhof zur Bibliothek hinüber. In der weiten Halle des Schlosses war es still. Lay legte die Hand auf die Kante der schweren Eichentür und jagerte ein wenig vor dem Eintritt. Er wußte, drinnen erwartete ihn Baroness Angelika, die Tochter des Hauses. Er wollte sich gestern an ihrem Bildnis für die Ehrengalerie. Er hatte sich lange Zeit in den Vorjahren durchgeschlagen, Anhaltspunkte für sein Bild zu finden, das sich der Umgebung richtig einfügen sollte. Ein Erlebnis für Lay, fand er doch in den Ähren überall Ähnlichkeit mit der Baroness wiederzusehen. Ein kleines Gesicht mit der Baroness wiederzusehen. Die Natur schien sich in der Tat scherzend wiederholt zu haben. Der zierliche Jungmädchenkopf in Jägertracht mit grünem Dreispitz schräg auf dem braunen Vordach, blühenden Lippen, leuchtenden blauen Augen, einem roten, lodenden Mund, verleierte ihn fast. Die Gattin Diana konnte nicht bedauernd sein, und dabei... genau die Baroness Angelika.

Er klopfte und trat in die Bibliothek. Angelika wandte sich ihm entgegen. Sie saß in einem bequemen Sessel, eine Pfirsichbude über den Armen. Lay begrüßte sie und begab sich an die Arbeit. Angelika war sehr schön. Ihr ovales Gesichtchen mit den zwei geschätzten Wangen hob sich auffällig vom dunklen Hintergrund ab. Ihr Haar wählte sich mit goldenem Widerschein um die edle Stirn. Käselhaft groß leuchteten die Augen, der Mund war klein, voll schöner Lebenslust, alles wie auf dem Gemälde drüben, nur einen Schatten entgegengesetzt, milder.

„Die Geschlechter altern“, dachte Lay, „das heiße Blut fließt munter in jeder Generation.“ Er wußte nur diese Deutung. „Der Ritterhof ist eine Lebenswüchsigkeit“, begann er nach einer Weile in lebenswüchsigem Plauderton. „Wie gefiel Ihnen Bethula?“ fragte die Baroness.

„Sie meinen die kleine Jägerin?“ „Ja, Bethula im Jagdschloß. Reiten und Pürschen sah ihr lieber gewesen sein als Stubenhocken.“ Angelika seufzte leise und schweig.

„Sie gleichen ihr vollkommen“, sagte Lay mit offener Bewunderung. „Mein Gesicht ja, aber sonst...“ wehrte Angelika ab. „Es war voller Leben und Leidenschaft!“ „Können Sie nicht auch so sein?“ Lay sah Angelika an, daß sie erwiderte.

„Ich will Ihnen von Bethula erzählen“, lenkte sie ver-

wirrt ab. „Bethula war nicht nur eine weibergerechte Amazone, sie hatte auch eine wunderbare Stimme und wurde auf Wunsch ihres Vaters im Gesang ausgebildet. Ein Musiker unterrichtete sie hier im Schloß — mit Erfolg. Man erzählt, daß denen, die ihr zuhörten, schliefam leicht und froh ums Herz wurde und sie ihre Sorgen vergaßen.“

Bethula wurde natürlich sehr gefeiert, machte sich aber wenig daraus, ebensowenig wie aus den vielen Geheerstrahlen, die sie bekam. Weder Liebe, Rang noch Titel schienen ihr etwas zu bedeuten.

Die Chronik berichtet weiter, wie sie täglich nach den Hallen zu sehen pflegte. Sie waren im alten Wachturm am Ende des Parkes untergebracht. Stundenlang tändelte sie dort allein mit den Tieren herum.

An einem glühenden Tag entlief sich ein furchtbares Gerücht. Plötzlich hieß es: Der Turm brennt! Es hat eingeschlagen! Zur selben Zeit wurde Bethula vermisst, der Musiklehrer gleichfalls.

Alles eilte zum Turm, da man sie dort und in Gefahr glaubte. Als man hinstieg, war der Zugang schon eingestürzt. Ehe jedoch dieses Hindernis beseitigt werden konnte, vernichteten die Flammen Treppe, Diele und Fenster. Der Turm sank in sich zusammen. Von Bethula war nichts zu entdecken, auch später nicht, als man grub und suchte.

Einen Tag danach brachte ein Waldhüter ihren grünen Dreispitz. Er hatte ihn auf einer Felswand gefunden und frische Fußspuren dazu. Und am gleichen Abend kam eine Frau aus dem Dorfe und beteuerte, beim Verreisen von fern die Stimme der gläubigen Baroness fingen gehört zu haben. — Aber Bethula kam nie wieder.

Dann ist sie also mit dem Musiker geflohen? rief Lay. „Man weiß es nicht“, sagte Angelika ablehnend. „Sahen Sie das für unmöglich? Könnten Sie es nicht befehlen?“ fragte Lay dringend. Angelika senkte den Blick und schweig.

„Sie klopfte — der Diener meldete, daß an gerichtet sei. Lay mußte sich verabschieden. — Die nächste Zeit war spannung und voll Aufregung für Lay. Angelika erfüllte einzig seine Gedanken, sein Sehnen und Jählen. Eine mächtige Leidenschaft hatte ihn ergriffen. Er schloß kaum, sah im Traum und wachte nur Angelikas Züge.

Die tägliche Sitzung war ihm eine freudige Qual, Angelika so nah zu haben und doch so fern von ihr zu sein. Täglich fand

Gebräu beigesetzt. Lehteres ist fertig, sobald sich eine ölige Masse auf der Oberfläche zeigt.“ Nach dem Ergebnis dieser Hausung war die Sachlage ziemlich klar. Parinatar müßte es irgendwie gelungen sein, den beiden Nebenbuhlern das tödliche Gift beizubringen.

Zweifelslos war er auch der Verfasser des zweiten anonymen Briefes, in welchem er, da er ihm nicht beikommen konnte, Sevanda verdrängte, an Manoras Verschwinden die Schuld zu tragen. Das war auf alle Fälle eine Dummheit; denn Manoras Verschwinden, an dem er selbst annehmend unbeteiligt war, konnte ja immer noch eine Aufklärung finden.

Als Parinatar sich dann durch die unvorhergesehene Hausung sozusagen auf frischer Tat ertappt sah, verlor er die Nerven und tötete sich.

Manoras Verschwinden fand schnell die von der Polizei erwartete harmlose Erklärung. Sevanda, der sofort, nachdem sich sein Alibi als richtig erwiesen hatte, in Freiheit gesetzt worden war, erschien nämlich kurz darauf bei der Polizei und überlegte dieser einen von Manora an ihn gerichteten Brief, durch den sie ihm mitteilte, daß sie aus einer plötzlichen unerklärlichen Furcht heraus vor dem ihr unheimlich gewordenen Parinatar für eine Zeit die Stadt verlassen habe.

Die Frau Pastormutter.

Stizze von Luise von Laue-Berlin.

Ein mächtiges Erholungsheim. In der geräumigen Veranda zwei neu eingetragene Gäste. Unschlüssig verharret die älteste, etwas müde blühende Frau.

„Aber willst Du nicht wenigstens den Park ansehen, Mutter?“ ruft erlautet ihr Begleiter, ein Mann so um die Dreißig.

„Geh Du nur vorläufig allein, Hansmarin“, sagt die Frau und bestarrt mit der Hand die Augen. „Mir ist es dort unten zu sonnig. Ich rüpe derweilen lieber hier.“ Sie läßt sich in einer grün verpönnenen Ecke der Veranda nieder. Das gleiche Sonnenlicht ist in der Tat viel zu grell für Frau Marias Augen, die armen Augen, die durch jahrelange Parkarbeit an der Nahmagine schwer geschädigt waren.

Ein leichter Seufzer — der Kassenarzt hatte oft genug vor Überanstrengung gewarnt. Aber wie wären sonst die Mittel für Hansmarins Studien aufzubringen gewesen? Und ihr einziger, begabter Junge sollte doch heraus aus der Enge.

Marie hatte den Gatten früh verloren, und die kleine Marie, die der Witwe des Registrators zulang, reichte nicht mehr. Da mußten alle Bedenken schweigen. Doch nun ist man ja längst am Ziel. Ueber Erwarten schnell hatte der Sohn die Pfarre in Dittengrund erhalten, und Frau Marie — die zusammengeknüllte Gestalt strafft sich merklich — bestet man jetzt die „Frau Pastormutter.“

Es ist nicht nur die Anrede, die beglückt. Die Gemeinde betrachtet sie ganz als Pfarrfrau. In allen Akten kommt man Rat fuchend zu ihr.

Die Träumende fährt empor. „Nacht da nicht Hansmarin? Unwohlsein erhebt sie sich. Vielleicht sitzt er drüben in der Hofenlaube? Es kommt sie plötzlich die Lust zum Wandern an. In der Laube sitzt wirklich Hansmarin und neben ihm ein schönes blondes Mädchen. Jetzt springen beide heftig auf.

„Denke Dir, Mutterchen“, sagt der Sohn, „Fräulein von Moller und ich sind alle Bekannte.“ Ein lustiger Wortwechsel hebt an. Erst allmählich erfährt Marie, daß Hansmarin gelegentlich eines Aufenthalts in Berlin der jungen Dame einen Dienst erwiesen hatte.

„Der Schreden, als ich an der Kaffe das Wort „ausverkauft“ sah“, erzählt die Blonde. „Ich wäre verzweifelt gewesen, wenn ich dem Wortort das Bedürfnis Wanderpredigens nicht hätte beizubringen können.“

Worauf er todernt meint: „So hat der Schnupfen meines Freundes, dessen Platz ich Ihnen zur Verfügung stellen durfte, ein Unheil verurteilt.“ Dann lachen sie wieder, wie sorglose Jugend lacht. —

Es ist schade, daß Frau Marie keine Erholung findet. Die Hitze belästigt, auch die Unruhe bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. „Du bist doch an den Umgang mit Menschen gewöhnt“, meint beschwichtigend ihr Sohn. „Ich werde in Dittengrund

er sie in ihrem Schnupf sitzend in der Bibliothek vor, tagtäglich durfte er sie zwei Stunden sehen, doch nie begegnete er ihr im Schloß oder Park. Sie blieb unsagbar zurückhaltend. Er verweilte fast darüber. Das Bild gedieh inzwischen zu feierlichem Ausdruck. Es wuchs über Lays bisheriges Schaffen hinaus. In der letzten Sitzung hat Lay die Baroness, ihm zum Abschied an die Turmwand zu begleiten, wo Bethula so gern gewohnt. Er hoffte auf eine Begegnung, ihr von seiner Liebe sprechen zu können. Angelika lehnte ab.

„Warum?“ fragte er drängend, „warum verweigern Sie mir diese kleine Bitte?“ „Sagen Sie denn nicht das geringste Wohlwollen für mich übrig?“ Angelika, die in den letzten Tagen sehr angegriffen aussah, erwiderte mit leiser Stimme: „Gerade deshalb!“

Eine Pause trat ein. Dann begann Angelika tonlos: „Also man merkt es nicht, daß ich nicht gehen kann wie andere, daß ich gelähmt bin?“ Lay schüttelte schmerzlos den Kopf. Deswegen also! Er verstand auf einmal alles. Am liebsten hätte er sie in den Arm genommen und warme, tröstende Worte gesagt, aber Angelika sah in so unbewegter, abweisender Haltung da, daß er nur ihre Finger tippen innig an die Lippen zu drücken wagte und sie ganz erschüttert verließ.

Er packte seine Sachen und ging noch einmal in den Park, seinen Aufruf zu dämpfen. In der Nähe der Ruine setzte er sich auf eine Bank. Er dachte so stark an die Geliebte, daß er Raum und Zeit vergaß. Plötzlich hatte er die Empfindung, nicht mehr allein zu sein. Er wandte den Kopf; eine zarte, biegsame Mädchengestalt eilte vorüber. Sie führte eine große Dogge am Halsband. Lay erschraf, denn er erkannte Angelika. — Angelika! Und sie konnte doch gehen! Ein Wunder ohnegleichen überkam ihn. Lay glaubte, sie würde ihn, stand auf und folgte ihr schnell. Sie war schon an der leeren Türöffnung des Turmes angelangt; jetzt trat sie ins Innere. — Gleich darauf erreichte Lay den Eingang und blühte gespannt hinein. Er sah in einen idyllischen, völlig leeren Raum. Angelika war spurlos verschwunden. Er sah sich die Stirn, ihn ergreift das Spukhafte des Augenblicks. „Bethula?“ dachte er halb ungläubig, und wie eine Antwort wehte in ihm der fernere, melodische Gesang. — Ein Glucksgelächel flieg in ihm auf. Er wußte nicht warum. Das Leid um Angelika und der Abschied von ihr verklärten sich zu einem durchgeistigten Erlebnis.

grund einmal zählen, wieviel Leuten im Laufe des Tages zur Frau Pastormutter kommen.“ Sie zuck zusammen. Wie lange noch wird man in Dittengrund die Frau Pastormutter aufsuchen? Vielleicht zieht schon bald eine junge Pfarrfrau ins Haus. —

In Marias Stube stehen halbgelappte Koffer. Morgen soll es nach Hause gehen. Hansmarin hat sich der Mutter Wunsch gefügt. Da stimmt er ins Zimmer. „Wir können erst in zwei Tagen reisen. Ich höre heute, daß Fräulein von Moller heute früh nach Berlin gefahren ist und über Nacht dort bleibt.“

Da keine Erwiderung erfolgt, redet er weiter. Das über-volle Herz muß sich Luft machen. —

Endlich, endlich wird Marie der Schwäche Herr. „Glaubst Du wirklich, daß dieses übermüdete Gesichtspaar Pfarrfrau taugt?“ kommt es tonlos von ihren Lippen.

„Er lacht heiter. „Mutterchen, sie ist jung und fröhlich.“ „Nun ja — aber — schon die Aufmachung! Ueberhaupt diese modernen Mädchen.“

„Mutter! Die tapferen Jungmädchen von heute verdienen wahrlich Anerkennung.“ „Meinetwegen. Aber was treibt denn das Fräulein von Moller? Du müßt doch zugeben, daß sie immer ausbleibt, wenn man sie nach ihrer Tätigkeit fragt. — Womöglich ist sie beim Film!“ —

Nacht. Doch der Schlämmer fliegt. Aufstoss lauscht Marie an des Sohnes Tür. Hat sie ihm zu arg zugelegt? Ganz verstimmt ist er schließlich fortgerückt.

Armer Junge! Aber war es nicht Pflicht, ihn zu warnen? Gut überlegt die verheiratete Frau. Scham dich, Marie! Indessen — dem fremden jungen Ding die Früchte harter Jahre in den Schoß werfen?

Sie muß plötzlich des verschwundenen Bruders gedenken. Wurde der nicht licherlich, als man ihn von seinem Mädchen trennte? — Zitternd wachte sie am Tag wach.

Das Gong hat zur Abendstunde gerufen, aber der junge Geistliche ist nicht gefolgt. Er will zum Bahnhof eilen, dem geliebten Mädchen entgegen, doch soll vorher die Mutter noch einen Händedruck haben — man war sich heute meist auf dem Wege gegangen. Wenn sie nur von dem Wächter lassen wollte. Zwar — falls Gerda wirklich beim Film... Er tupft den Schweiß von der Stirn. Wußt ein Pfarrer nicht Rücksicht nehmen?

Dann lacht er, heiter, befreit. Erlebt Mithras noch einmal das erste Zusammentreffen mit Gerda. Pflegen Damen vom Film solche Botschaften zu befragen?

Aber wo die Mutter nur belustigt? Sonst ist sie so pünktlich! In jäh erwachter Angst läuft er zur Gartentür. Späht späht... Antos laufen vorüber, in rasender Eile. — Und der Mutter Seufzer ist nur gering.

Da — am Saum des Birkenwaldes tauchen zwei Gestalten auf. Die Mutter... Gerda? „Aber Junge, warum so stürmisch?“ lacht Frau Marie. „Doch nun kommst Du gleich Fräulein von Moller beglücken. Sie hat heute die Bestätigung als Pfarrgehilfin erhalten. Hab schon mit ihr geredet, daß sie so verschwiegen gewesen. Aber das kleine Fräulein wollte erst Gerechtigkeit haben.“ Lächelnd streicht sie des erglänzenden Mädchens Wangen. — Kein Leben der Stimme verrät, daß Mutterliebe ihr größtes Opfer bringt.

Glas als Straßenaustoff.

Kraftwagenstraßen, bei denen Glas als Baustoff einen erheblichen Anteil hat, werden neuerdings in der Tschechoslowakei — zunächst versuchsweise — gebaut. Man bringt dabei eine Mischung von Glaspulver und Zement auf eine noch feuchte Betonunterlage und färbt dann das Ganze mit Wasserfarbstoffen. Nach mehrmonatigen Versuchen sollen sich die auf diese Weise angelegten Straßenproben gegenüber Abnutzung und Druck widerstandsfähiger erweisen haben als gewöhnliche Straßen. Als weiterer Vorzug wird dem neuen Verfahren nachgerühmt, daß die Bindung zwischen der Glas-Zement-Mischung und dem Beton sehr rasch erfolgt und bereits zwei bis drei Tage nach Anlage einer solchen Straße dieser dem Verkehr auch für schwere Kraftwagen übergeben werden kann.

